

Technik und Alter: Abschied von Clichés

Von Klara Obermüller

Wenn Sie mich so richtig ärgern wollen, meine sehr verehrten Damen und Herren, dann schicken Sie mich in einen Handy-Kurs oder einen Computer-Lehrgang für Senioren. Nicht, dass es nicht die eine oder andere Fertigkeit gäbe, die ich mir noch aneignen könnte. Aber wenn, dann würde ich mir mit Sicherheit ein Weiterbildungsangebot suchen, das auch für Menschen unter 60 gedacht ist. Schliesslich gehe ich auch nicht an den Altersnachmittag der Kirchgemeinde und nehme weder am Seniorenstammtisch meiner Wohngemeinde noch an den Seniorenwanderungen von Pro Senectute teil. Ich gehöre zwar mit meinen 72 Jahren durchaus zu den Senioren, aber um alles, wo „Senioren“ davor steht, mache ich bis einstweilen noch einen grossen Bogen. Für manche Leute mögen die Angebote ja durchaus ihre Berechtigung haben. Und ich weiss auch, dass sie geschätzt werden, weil dort die Konkurrenz mit Jüngeren wegfällt und man weniger Angst vor dem Versagen haben muss. Für mich und viele, die empfinden wie ich, hat die Etikettierung „Senioren“ hingegen etwas Herablassendes. Sie klingt nach Schonung und reduziertem Tarif: alles etwas langsamer, etwas deutlicher, etwas einfacher, weil die alten Leutchen ja sonst nicht mehr mitkommen. Sie können mir jetzt natürlich entgegenhalten, ich würde mein Alter verdrängen und nicht wahrhaben wollen, dass ich meine besten Jahre hinter mir habe. Ich glaube aber, das trifft es nicht. Ich weiss sehr wohl, was Älterwerden bedeutet. Gewisse Anzeichen sind ja auch nicht mehr zu übersehen. Es hat Einbussen gegeben, Abstriche waren zu machen, vor allem im körperlichen Bereich. Doch mein Kopf funktioniert noch einwandfrei, meine Lernfähigkeit ist intakt, meine Neugier ungebrochen. Da braucht niemand langsamer oder lauter zu sprechen. Ich kapiere es auch so. Deshalb meine erste Bitte vorweg:

Bitte, differenzieren Sie, wenn von Senioren die Rede ist! Wir altern unterschiedlich und möchten unseren unterschiedlichen Fähigkeiten entsprechend behandelt und wahrgenommen werden.

Was nun meine Mediennutzung im Alter konkret betrifft, so darf ich behaupten, dass sie sich kaum von derjenigen meiner jüngeren Berufskollegen unterscheidet. Zu meiner Tätigkeit als Journalistin, als Redaktorin zunächst bei Printmedien, später beim Fernsehen und heute als freiberufliche Publizistin im sog. Ruhestand gehört selbstverständlich die Nutzung von Computern, Internet und Handys. Anders wäre eine solche Tätigkeit ja auch gar nicht mehr denkbar. Angefangen hatte die Umstellung auf die neuen Technologien mit der Einführung von Computern, später kamen die Handys dazu und das Internet, das unseren Arbeitsalltag zunächst fast unmerklich, dann immer nachhaltiger zu dominieren begann. Heute kann sich niemand mehr vorstellen, wie man einst ohne ausgekommen war.

An das genaue Jahr kann ich mich leider nicht mehr erinnern. Ich schätze, es war zu Beginn der neunziger Jahre und ich also plus/minus 50, als es auf der Redaktion der „Weltwoche“ hiess: Wir stellen jetzt auf Computer um. Gefragt, ob man das wolle oder nicht, wurde niemand. Eines Tages waren sie einfach da: die Laptops von Apple, denen nach einer kurzen Versuchsphase PCs von Toshiba und später von Dell folgten. Einführungskurse gab es keine. Wer von zuhause aus schon wusste, wie die Dinger funktionierten, zeigte es den andern. Ich weiss noch, wie ich mir Schritt für Schritt in einem Notizbüchlein notierte, das ich konsultieren konnte, wenn ich nicht mehr weiter wusste. So wie ich machten es die meisten. Eine Verweigerung der neuen Technologie kam nicht in Frage. Man passte sich an und kam zurecht, die einen etwas besser, andere etwas weniger. Aber es ging.

Schliesslich war sich unsere Branche technische Veränderungen gewöhnt. Als ich Mitte der sechziger Jahre in meinen Beruf als Journalistin bei der NZZ einstieg, setzten wir noch in Blei. Für den Umbruch begab man sich in die Setzerei, wo sog. Metteure das Schiff vorbereiteten, in das die gesetzten Artikel Zeile für Zeile eingepasst wurden. Wenn sie in der Länge nicht ganz passten, wurden Papierblättchen zwischen die Bleizeilen gelegt, um den Durchschuss auszutreiben, wie das im Typographendeutsch hiess. Danach wurde mit einer Rolle Druckerschwärze aufgetragen, ein feuchtes Papier drauf gelegt, mit einer Walze über das Schiff gefahren – und fertig war die umbrochene Seite! Das Ganze war eine sehr sinnliche Angelegenheit. Es roch, es war schwer, und man bekam schwarze Finger. Abgelöst wurde diese Produktionsweise später durch den sog. Lichtsatz und schliesslich durch das Desktop-Publishing, wie wir es heute kennen.

Ähnlich wechselvoll gestaltete sich auch die Entwicklung bei der Übermittlung. Ich erinnere mich noch, wie bei der NZZ die Korrespondenten aus aller Welt ihre Artikel durchtelefonierten, die Sekretärinnen sie mitstenographierten, dann abtippeten und schliesslich in Satz gaben. Daneben gab es den Telex oder sog. Ticker, der die News der Agenturen übermittelte und auch von auswärtigen Mitarbeitern benutzt wurde. Irgendwann wurde diese Methode durch den Fax abgelöst, der später seinerseits der elektronischen Post weichen musste.

Ich erzähle Ihnen die Geschichten von früher hier nur, um Sie daran zu erinnern, wie flexibel die Generation der heute etwa Siebzigjährigen schon seit Jahren sein musste, wenn sie in ihrem Berufsalltag – nicht nur dem journalistischen – Schritt halten wollte. Die technologischen Entwicklungen, die wir miterlebt haben, waren in allen Bereichen enorm und verliefen so rasant wie kaum je zuvor. Diese Flexibilität haben sich die meisten von uns auch im Alter erhalten und sind in der Regel auf seniorenspezifische Kursangebote nicht angewiesen. Deshalb hier meine zweite Bitte:

Sorgen Sie für generationenübergreifende Weiterbildungsangebote, damit Alt und Jung voneinander lernen und sich gegenseitig herausfordern kann.

Wie gut das funktioniert, habe ich persönlich erlebt, als ich im Alter von 56 Jahren von den Printmedien zum Fernsehen wechselte und meinen angestammten Beruf gewissermassen noch einmal neu lernen musste. Ich war zwar noch immer Journalistin und noch immer als Redaktorin tätig, die technischen Bedingungen jedoch waren grundlegend andere als bei der Zeitung. Statt Texte in meinen PC zu tippen, benutzte ich jetzt Mikrophone und Kameras. Statt mit Wörtern arbeitete ich mit Bildern. Statt von Zeilen, Durchschuss und Umbruch war jetzt von Frames, MAZ, Amorse und Ähnlichem die Rede. Ich verstand zunächst nur Bahnhof, bis ich in den Einführungskurs geschickt wurde, wo ich natürlich die Älteste war. Zusammen mit

Zwanzigerjährigen lernte ich, wie man Fernsehen macht. Der Leistungsdruck war enorm. Ich wollte mir ja vor den Jungen keine Blösse geben. Ich wollte zeigen, dass meine Lern- und Merkfähigkeit intakt waren und dass ich keine Sonderkonditionen brauchte, um mithalten zu können. Im Nachhinein kann ich sagen: Es hat geklappt, und ich habe selten in so kurzer Zeit so viel gelernt wie in diesen zwei Ausbildungswochen beim Schweizer Fernsehen. Deshalb sei hier noch einmal festgehalten, was Lernforschern und Neurobiologen längst bekannt ist:

Der Satz „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr“ stimmt nicht. Die Plastizität des Gehirns bleibt auch im fortgeschritteneren Alter erhalten, und das heisst, dass auch ältere Menschen dazulernen können, wenn auch in manchen Fällen vielleicht etwas langsamer und mit etwas veränderten Methoden.

Nach meiner Pensionierung – ich sagte es bereits – sind Computer, Internet und Handy selbstverständliche Arbeitsinstrumente für mich geblieben. Ja, sie sind vielleicht sogar noch unentbehrlicher geworden, seit ich von zuhause aus arbeite und nicht mehr den gleichen Zugang zu redaktionsinternen Informationen habe. Die Geräte, die ich nutze, sind vielleicht nicht immer ganz auf dem neusten Stand, doch ich verfolge mit grossem Interesse und manchmal auch mit Besorgnis, wie die Technik voranschreitet und meinem Beruf völlig neue Möglichkeiten eröffnet. Vor allem die Internet-Nutzung sowohl der elektronischen wie auch der gedruckten Medien hat innerhalb der Branche zu tiefgreifenden Veränderungen geführt. Die meisten Zeitungen beschäftigen heute neben einer Print- auch eine Online-Redaktion. Ihre Produkte werden immer häufiger unterwegs auf Smartphones und Tablets und nicht mehr auf Papier gedruckt am Frühstückstisch gelesen. „NZZ-Leser brauchen kein Papier“ – so lautet der neueste Werbeslogan der Alten Tante von der Falkenstrasse und zeigt damit überdeutlich, wohin die Reise geht. Ähnlich verhält es sich mit den elektronischen Medien: Die fixen Sendezeiten von Tagesschau oder Echo der Zeit sind dabei ihre strukturierende Bedeutung zu verlieren. Die Sendungen von Radio und Fernsehen sind als Podcast jederzeit abrufbar geworden und werden immer häufiger via Handy oder Tablet zeitversetzt genutzt. Und auch die Buchbranche wurde durch das Aufkommen von E-Book-Readern gründlich auf dem Kopf gestellt. Hinzu kommen die Social Medias, die mit Facebook, Twitter und Ähnlichem aus dem täglichen Leben nicht mehr wegzudenken sind. Das alles ist äusserst spannend zu beobachten. Wie aber steht es mit der persönlichen Nutzung? Dass ich hier als Einzige keine Power Point-Präsentation vorzuweisen habe, dürfte Ihnen nicht entgangen sein. Ich habe bewusst darauf verzichtet, nicht weil ich die Technik nicht beherrsche, sondern weil ich sie angesichts der konkreten Aufgabenstellung nicht für sinnvoll erachtet habe. Ich gestehe aber auch, dass ich bis heute weder Facebook noch Twitter nutze und als Publizistin auch keinen eigenen Blog unterhalte. Der Grund dafür ist wiederum nicht Angst vor der Technik, sondern ein fehlendes Bedürfnis. Hingegen arbeite ich seit einiger Zeit bei einem Internet-Medium mit, das sich „Journal 21“ nennt und von einer Gruppe pensionierter Journalistinnen und Journalisten unter der Aegide des ehemaligen Tageschau-Chefs Heiner Hug betrieben wird: eine Form des Journalismus, die angesichts des unausweichlichen Zeitungssterbens mehr und mehr an Bedeutung gewinnen wird. Zum Kauf eines Tablets oder eines Smartphones habe ich mich allerdings bis jetzt ebenfalls noch nicht entschliessen können. Auch dies nicht, weil ich die Technologie ablehnen oder gar fürchten würde, sondern einfach weil ich das Gefühl habe, sie nicht unbedingt zu benötigen. Hingegen trage

ich mich im Moment mit dem Gedanken, einen „Kindle-Reader“ zu kaufen, um inskünftig auch auf Reisen oder in den Ferien beliebig Zugriff auf Lesestoff zu haben. Leidenschaft ist da allerdings keine im Spiel. Ich weiss jetzt schon, dass mir bei der Lektüre die haptische Erfahrung des gedruckten und gebundenen Mediums „Buch“ fehlen wird. Doch die Einsicht, wie praktisch diese Geräte sind, hat mich diese Bedenken beiseite schieben lassen.

Die Frage ist: Hat dieses ambivalente Verhalten den neusten technischen Errungenschaften gegenüber etwas mit meinem Alter zu tun? Oder gibt es andere Gründe?

Im „Spiegel“ von letzter Woche las ich einen Artikel, der den Titel „Fürchtet euch nicht!“ trug und folgende These vertrat: „Zeitversetztes Fernsehen, E-Books oder Musik aus der Cloud revolutionieren das Mediengeschäft. Doch in unseren Alltag schleicht sich der digitale Wandel eher sanft ein. Jeder ist Avantgarde und konservativ zugleich.“ Da der Artikel keine auf Altersgruppen bezogenen Zahlen auswies, kann ich leider nicht sagen, was der Autor genau mit dem Begriff „Jeder“ meint. Ich vermute aber, dass er primär sich selber im Auge hatte und folglich von einem gut ausgebildeten männlichen Erwachsenen mittleren Alters sprach, der als Journalist für den „Spiegel“ tätig ist. Nicht von einem Grufti also und auch nicht von einem ausgeprägten Medienmuffel, sondern vom durchschnittlichen Mediennutzer einer westlichen Industrienation. Ich jedenfalls fühlte mich von ihm mitgemeint und schliesse daraus, dass mein Verhalten nach wie vor mehrheitsfähig ist. Auch ich spüre diese Lust in mir, das Neue auszuprobieren, sobald es auf dem Markt ist, und gleichzeitig dieses gewisse nostalgische Zögern, wenn es darum geht, sich von liebgewonnenen alten Seh-, Hör- und Lesegewohnheiten zu verabschieden. Deshalb übernehme ich zum Schluss gerne die These meines Spiegel-Kollegen und sage mit ihm:

Jeder ist Avantgarde und konservativ zugleich, wenn es um die Nutzung neuer Technologien geht. Die Älteren brauchen vielleicht manchmal etwas länger, bis sie sich mit ihnen angefreundet haben. Wenn sie aber einmal erkannt haben, welche Vorteile sie ihnen bringen, sind sie ganz vorne mit dabei.

Ich denke, wir sollten uns vom Cliché der immobilen, rückwärtsgewandten und allem Neuen gegenüber feindselig eingestellten Alten verabschieden. Es gibt sie noch, gewiss, aber sie sind ein Auslaufmodell. Ein Grossteil der heutigen Senioren ist beweglich, lernfähig und neugierig geblieben und hat längst eingesehen, welche Vorteile ihnen die mobile Kommunikation bietet. Der Besitz eines Handys bedeutet ja nicht nur, dass ich jederzeit erreichbar bin; es heisst auch, dass ich jederzeit andere erreichen kann – auch und gerade dann, wenn ich Hilfe brauche oder mich einsam fühle. Das Gleiche gilt fürs Internet, das mit e-mail und Skype gerade älteren Menschen bisher ungeahnte Kommunikationsmöglichkeiten eröffnet, zum Beispiel dann, wenn Kinder und Enkel im Ausland leben und ein intensiver Austausch sonst nur schwer aufrechtzuerhalten wäre.

Ich habe viele Bekannte meines Alters – mich selbst inbegriffen –, die von diesen Möglichkeiten begeistert sind und regen Gebrauch davon machen. Ich kenne aber auch einige, die sich Handy und Internet konsequent verweigern. Oft sind es die gleichen Leute, die einem schon früher stolz versicherten, dass sie kein Fernsehen hätten. Ihre Argumente sind meist dürftig und zeugen nicht selten von verkappten Befürchtungen, den neuen Anforderungen nicht zu genügen. Hier ginge es darum,

Vorteile aufzuzeigen und Ängste abzubauen, entweder indem man sie mit Jungen zusammenbringt, die älteren Usern in der Regel völlig vorurteilsfrei gegenüber treten. Oder aber, indem man sie eben doch auf ein Seniorenangebot aufmerksam macht, wo sie unter Ihregleichen sind und sich vor Konkurrenz nicht zu fürchten brauchen. Nur weil ich diesen Angeboten nichts abgewinnen kann, heisst das ja noch lange nicht, dass es auch für andere gilt.